



Panama ist unser Traumland, denn Panama riecht von
oben bis unten nach Bananen.

- Der kleine Bär zum kleinen Tiger in Janoschs
Oh wie schön ist Panama -

Wussten Sie's?

Die Kuna sind eine indigene Ethnie, die das an der nordöstlichen Atlantikküste gelegene Territorium Guna Yala (kleine Eilande, die auch San-Blas-Inseln genannt werden) autonom führen. Auf ihrer Flagge ist ein nach links laufendes Hakenkreuz abgebildet, das einen Kraken darstellt, der nach lokaler Überlieferung die Welt erschuf.

Eine Seefahrt, die ist lustig

Teil 2: Todesritt im Tal der Wellen

Ort: Isla Coiba

Coiba umkreisen viele schaurige Horror- und Geistergeschichten. Noch immer ist das Eiland nicht komplett erforscht. Vor allem das ehemalige Gefängnis sorgt für gehörig Angst und Schrecken.

- Glaubte man den Nachrichten des Internet-Suchmaschinen-diensts *Yahoo*, gehört die Isla Coiba zu den neun tödlichsten Inseln der Welt -

Mit Panama, dem südlichsten und letzten Land Zentralamerikas, bereisen wir den etwas vernachlässigten und meist versteckt gehaltenen Zwillingbruder Costa Ricas. Etwa ein Drittel der Fläche steht unter Naturschutz, in dem es von schönen Stränden, idyllischen Dörfern, von Regenwald bedeckten Hügelketten und modernen Städten nur so wimmelt. Es ist genauso sicher und entwickelt wie sein Nachbar im Westen, allerdings sind die Preise noch nicht so exorbitant in die Höhe geschossen. Wenn man die beiden Länder mit dem Verkaufswert von Supersportautos vergleichen würde, so wäre Costa Rica wohl der 1,3 Millionen Euro teure *Bugatti Veyron 16.4* und Panama der mit 452400 Euro veranschlagte *Porsche Carrera GT*. Allerdings müssten dann beide das gleiche Leistungsniveau aufweisen. Der zweite nennenswerte Unterschied besteht natürlich in Sachen Beliebtheit und Bekanntheitsgrad. In Panama sind vornehmlich Europäer unterwegs. Natürlich

halten sich auch eine nicht zu unterschätzende Zahl US-Amerikaner in diesen Gefilden auf, doch dann sind es meist pensionierte Personen, die in Gruppen unterwegs sind. Die meisten verbinden diese tropische Wundertüte mit dem weltberühmten Kanal und dem Handel, der darauf stattfindet, doch wir richten unsere Aufmerksamkeit vorerst auf das kleine Dörfchen Santa Catalina im Südwesten des Landes, das sich eine Handvoll einheimischer Fischer mit einer Handvoll passionierter Surfer teilt. Die Montezuma bereits zuteilgewordene, breitere Öffentlichkeit hat Santa Catalina zum Glück noch nicht ereilt. Wir nutzen den sonnengetrockneten Ort mit den schwarzen Vulkanstränden als Ausgangspunkt, um die fabulöse Insel Coiba zu erkunden, die zusammen mit anderen vorgelagerten Inseln zum gleichnamigen Nationalpark zählt. Zusammen mit den Galápagos-Inseln und der Isla de Coco gehört diese Ansammlung verlassener Eilande nicht nur zu den exotischsten, sondern auch zu den am schwierigsten zu erreichenden Reisezielen in ganz Lateinamerika.

Freilich sieht das Frank mit dem etwas abenteuerlich anmutenden Anfahrtsweg etwas anders. Zusammen mit seiner französischen Frau leitet er nicht nur das Hotel, in dem wir abgestiegen sind, sondern organisiert auch gleich Touren zu den touristischen Höhepunkten im Umland. Obwohl der Bilderbuch-Schwabe nicht nur fließend Spanisch, Englisch und Französisch spricht, macht er keinen Hehl aus seiner Herkunft, und jeder, der in seiner Naivität Anstalten macht, dieses drollige Kauderwelsch, das er zum

Besten gibt, zu verstehen, dem wird eine geballte Ladung vor den Latz geknallt.

»Hallöle zsamma. I bin dr Frank. Mir organisiera jeda Dag oi Exkursio zur wunderschöna Insl Coiba. Für morga han mir no zwoi Blädze frei, die ihr laschd minned bei mir bucha könned.«

Wir haben auf den Plastikstühlen eines wandlosen Raums Platz genommen, der als Bar, Hotellobby, Ess-Saal und als Reisebüro fungiert. Die Theke und die in allen vier Ecken stehenden Betonsäulen sind mit allerlei bunten Fischen und Meeresgetier bemalt, weshalb es den Anschein macht, als säßen wir in einem gigantischen Aquarium. Allerdings ist der angepinselte Frontalangriff auf das menschliche Auge noch nichts im Vergleich zum surreal anmutenden, paradiesgleichen Unterwasserspektakel, das gemäß den Erläuterungen Franks den passionierten Schnorchler und Taucher in den umliegenden Gewässern erwartet.

»So was habd ihr in eirem ganza Läba no nie gseha. Es isch wie uf der Arche Noah: Schmalzahn-Sägerocha, Schnebfenaale, schlankschwänzige Ladernenfische, dreibärdelige Seequabba, Meerbarbenkönig, Anemonengrondeln, Brachsenmakrela, Weidaugenbuad, Zwergzunga, gwöhnliche Hornhechde, digglibbige Meeräsche, blauflegige Ansaugr, grüne Schwalbenschwänzle, gelbe Schbidzkobf-Schleimfische, Schwarzrüggen-Falderfische, kleinmäulige Libbfische, Gelbsdriemenbrassa ond so weidr ond so ford.«

Frank hat sich richtiggehend in Rage geredet. Die Speichelreste auf seinen Mundwinkeln schäumen wie eine Essig-Backpulver-Mischung. Seine Augen glänzen wie Weihnachtskugeln an Heilig Abend.

Rechts vom Weg, der zu den Schlafgemächern führt, ragt ein riesiger Stein aus dem Boden, auf dem feinsäuberlich ein kolossaler Walhai aufgepinselt wurde. Mein Herz macht einen aufgeregten Satz, denn das ist nicht das erste Mal, dass ich dieses Urviech von einer Wand oder einer Hausfassade leuchten sehe. Jeder einzelne Einwohner dieses Dorfes scheint sein Heim oder seinen Tante-Emma-Laden mit dem friedvollen Riesenfisch verziert zu haben, was mich vermuten lässt, dass der Meeressäuger die nahen Küsten unsicher machen könnte. Aber vielleicht mögen es die hier Ansässigen einfach nur bunt oder sie zollen den Fischen auf diese Weise ihre Anerkennung, schließlich lebt ein immer noch beträchtlicher Teil jeden Tag vom Handel mit ihnen. Es könnte auch schlicht und ergreifend sein, dass die Dorfbewohner bekennende Liebhaber von schwarz-weiß gepunkteten Flächen sind, und Dalmatiner, Netzmuränen oder die asiatische Tigermücke einfach nicht das gleiche hergeben, wie der miraculöse Walhai. Ganz zu schweigen vom Wachhund-Effekt, der von diesem ausgeht. Ohne mir also allzu große Hoffnungen zu machen, wende ich mich mit meinem Anliegen, das auf meiner persönlichen *bucket list* ganz weit oben angesiedelt ist, an Frank, der mehr über die Gegend zu wissen scheint als manch ein Panamaer. Oder heißt es Panamese? Panamanier? Panamist? Panamane? Panameer? Wie nennt man

die Einheimischen in Panama eigentlich? Meine zweite Frage weiß Frank mit der Beantwortung der ersten in ganz weite Ferne zu rücken.

»Selbstdverschdändlich gibd's dahana Walhaie. Oi ganze Meng sogar. I bin mir ziemlich sichr, wenn ihr a Arrangemend mid onserer Organizazion vereinbard, werded ihr einen zu Gesichd bekomma.«

Ich bin sofort Feuer und Flamme. Ganz im Gegensatz zu Puppe, die jetzt wie ein verängstigtes Mäuschen dreinschaut, das die Wahl hat, von einem hungrigen Kater gefressen oder von einer Mausefalle zerquetscht zu werden. Sie kennt den gefährlichen Glanz in meinen Augen, der sich immer dann bei mir einstellt, wenn ein lang ersehntes Abenteuer Wirklichkeit werden könnte. Frank, der unseren Zwist erahnt, ist indes eifrig bemüht, die Zweifel von Puppe zu zerstreuen. Leider wählt er dafür die gänzlich unpassendsten Worte, die man sich nur denken kann. Diplomatisches Vorgehen gehört definitiv nicht zu seinen Stärken.

»Ach, i wo, die Viehcha sind doch ned ggefährlich. Und au des Schnorcheln uf offenem Mer isch bedenkalos. Mir hend in zehn Jahra nur oimol an Doda ghabt ond lezschdes Joahr erlidd a Mo en Herzinfargd. Abr der war hald scho in die Jahre komma.«

Puppes Lächeln ist jetzt wie versteinert. Sie ist im Begriff, den Trip ein für allemal abzusagen und mir meinen Lebenstraum zu zerstören. Zum Glück treffen just in diesem Moment die fünf Rückkehrer des heutigen Ausflugs in

der Lobby ein. Ihre wie Hummer geröteten Gesichter umspielt ein seliges Lächeln. Ohne zu fragen, schildern sie uns in enthusiastischen Worten alle Einzelheiten ihres Trips. NATÜRLICH konnten sie fünfundzwanzig Minuten mit einem Walhai schnorcheln und SELBSTREDEND war das die beste Erfahrung ihres Lebens. Diese ergreifenden Testimonials, den rührseligen Blick auf Franks Dackelgesicht und mein vehementes, verbales Drängen können Puppe schließlich von der Notwendigkeit dieses Unterfangens überzeugen.

—

Am nächsten Morgen besteigen Puppe und ich einen nusschalengroßen Kutter, der mit einem kleinen, roten Dächlein ausgestattet ist, das wie ein aufgespannter Bettbaldachin aussieht. Wesentlichstes Merkmal des Holzkahns ist allerdings der leistungsfähige Motor, der in Sachen Größe und Gewicht etwa die Hälfte des ganzen Boots ausmacht. Wir nehmen auf der mittleren der drei Holzbänke Platz. Hinter uns gesellen sich zwei junge, durchtrainierte US-Amerikaner mit ihrer Begleitung, einer stämmigen, lauten Landsmännin, die immerzu am Futtern ist. Den vorderen Sitzbalken belegt ein Paar aus der Schweiz, das vor einem halben Jahr nach Santa Catalina ausgewandert ist, um hier am Ortseingang ein *hostel* zu eröffnen. In ihren früheren

Leben haben sie als Drogistin und Fahrlehrer ihr Knäcke-
brot verdient. Der letzte freie Platz neben uns wird von ein-
nem Deutschen namens Klaus belegt, der mit seinem ku-
gelrunden Kopf, den kurzgeschorenen Haaren und dem
schwabbeligen Bauch ein wenig an den sitzenden Buddha
erinnert. Dass er nicht zur Sorte der fastenden buddhisti-
schen Gottheiten gehört, beweisen seine vielen Speckrol-
len, die seinen Wanst beim Sitzen in ein fleischiges Riffel-
blech verwandeln. Den vorzeitig gealterten Spitzbuben
scheint es einen Dreck zu scheren, dass er mit Abstand der
Älteste der Expedition ist. Voll kindlicher Vorfreude streift
er sich schon mal die Flossen über seine Füße und wäscht
seine Schnorchel-Brille aus, um im Falle eines Falles ohne
Umschweife in den Ozean stürzen zu können.

Während die Nusschale durch das dunkelblaue Was-
ser pflügt, klammert sich Puppe mit ernster Miene an mei-
nem Arm fest. Sie musste in der Nacht mindestens zwanzig
Mal auf die Toilette, um ihre Panik mit Angst-Pipis zu un-
terdrücken. Doch jetzt gibt es kein Zurück mehr. Wir sind
den Gebaren der beiden Touren-Guides, die mit uns an
Bord geklettert sind, hoffnungslos ausgeliefert.

Nach etwa einer Stunde verlangsamt das Boot seine
Fahrt und hält inmitten des endlosen Meeres. Unruhig
fuhrwerken die Insassen an ihrem Schnorchel-Equipment
herum. Als die ersten frivol ins Wasser hüpfen und so-
gleich ihre Runden ums Boot drehen, schwant uns das
erste Mal Böses.

Der wird uns doch nicht etwa hier, mitten im Nichts, in der unergründlichen Schwärze des Ozeans rausschmeißen?

Puppe schaut mich wie vom Donner gerührt an. Langsam schüttelt sie den Kopf, ihren Mund zu einem stillen Schrei verzerrt.

»Komm! Das wird sicher ein Heidenspaß«, versuche ich sie aufzumuntern. »Wenn du Angst oder keine Lust mehr hast, klettern wir einfach wieder auf das Boot zurück. Ganz ohne Gruppenzwang, null Problemo!«

Um meine eigene Unsicherheit zu übertünchen, springe ich mit dem Mut eines Karl des Kühnen, der Kraft eines August des Starken und der Kampfeslust eines Iwan des Schrecklichen in die wilden Fluten und lasse mich, starr wie eine Wasserspinne, von der Strömung wegtreiben. Wenig später folgt auch Puppe, die nach langem Hin und Her den Schritt ins Ungewisse wagt. Unter uns breitet sich himmelsweite, königsblaue Tiefe aus. Mit etwas gutem Willen kann man Dutzende von Metern weiter unten felsigen Boden ausmachen, der sehr schnell in dunklere, unsichtbare Tiefenlagen abdriftet. Eine Weile lang schnorcheln wir im Kreis herum, doch außer ein paar bunten Doktorfischen ist weit und breit kein Lebewesen auszumachen. Leider sieht es über der Wasseroberfläche nicht viel besser aus. Die drei Amis, die beiden Schweizer und sogar unser rotbäckiger deutscher Freund treiben scheinbar meilenweit entfernt, als kaum erkennbare, schwarze Punkte am Horizont. Aber was noch viel schlimmer ist: Unser Boot hat sich ganz offenbar in Luft aufgelöst. Ich

drehe mich panisch um die eigene Achse. Nichts als heiteres Blau. Auch Puppe ist ein ganzes Stück entfernt und treibt mit aufgeschlagener Brille und weit aufgerissenen Augen wie eine Flaschenpost im welligen Wasser. Ich versuche, zu ihr zu kraulen, doch durch die starke Strömung komme ich nur im Schneckentempo voran. Immer wieder muss ich mir Auszeiten nehmen, indem ich mich auf den Rücken lege und mich treiben lasse. Leider zieht der Sog in die falsche Richtung, weshalb ich am Ende immer wieder beim Ausgangspunkt lande. Es ist zum Mäusemelken. Auch Puppe kämpft mit sich, den Elementen und teilweise, – so macht es den Anschein –, auch mit ihrem Leben.

Nach quälend langen zwanzig Minuten fallen wir uns im Wasser endlich um den Hals. Völlig erschöpft halten wir wie zwei verwaiste Schiffsbrüchige Händchen, schnappen gierig nach Luft und versuchen unsere übersäuerten Muskeln zu entspannen. Als ich schon überzeugt bin, dass uns das gleiche, leidvolle Schicksal widerfahren wird wie *Daniel Kintner* und *Susan Watkins* im Film *Open Water*, taucht am Horizont unverhofft unser Boot auf. Mit letzter Kraft hieven wir unsere bleichen, vom Wasser aufgeweichten Körper über die Reling und schauen in die ausdruckslosen Gesichter unserer Fahrgemeinschaft. Es ist unfassbar, aber während wir um unsere Leben kämpften, hat die Amerikanerin schon ein Thunfisch-Sandwich und zwei Bananen verdrückt.

»So, ihr beiden Ausreißer! Habt ihr einen Walhai gesehen?«, will der Schweizer wissen. Erst nachdem die

Schnappatmung nachgelassen und sich meine Lungenflügel ausreichend mit Sauerstoff versorgt haben, bin ich fähig, die Frage mit einem »Nein« zu beantworten. Langsam kriecht die erste Gewissheit in mein Bewusstsein, dass dieser halbstündige Ausflug im Nichts unsere für heute einzige Chance war, mit dem Meeresgiganten auf Tuchfühlung zu gehen. Natürlich hielten es die beiden Tour-Guides nicht für nötig, uns vorgängig zu informieren. Der Schock dieser Erkenntnis und des Überlebenskampfes im Wasser wird jetzt von einer langsam aufkeimenden Enttäuschung abgelöst.

Bei Puppe ist es genau umgekehrt. Einziger Wehrmutstropfen ist, dass den anderen die Anmut des sanften Riesens ebenfalls verwehrt blieb. Bevor es Mittag wird und wir auf der größten Insel des Archipels, der eigentlichen Namensgeberin, anlanden, machen wir noch zwei weitere Schnorchel-Stopps, die buchstäblich ins Wasser fallen.

Beim ersten handelt es sich um ein ausgiebiges Strampeltraining für den Muskelaufbau der oberen und unteren Beinpartie, denn wir müssen gegen eine starke Meeresströmung ankämpfen, um eine zackige, bedrohlich dreinschauende Felsnadel zu umrunden.

Der zweite Halt ist dann so spannend wie eine Runde Schnorcheln im Hallenbad unserer Heimatstadt, denn bis auf eine pfeilschnell davon schwimmende Schildkröte haben sich die großmaulig angekündigten Meeresbewohner der Arche Noah noch nicht gezeigt. Desillusioniert aber auch erleichtert, dass die intensiven Trainingseinheiten endlich ein Ende nehmen, springen wir von der Nusschale

in das türkisfarbene Wasser eines wahren Traumstrandes. Endlich werden unsere Strapazen belohnt. Die halbmondförmige Bucht ist wirklich eine Augenweide und scheint direkt einer Werbung für *Bacardi* entsprungen zu sein. Das laue Lüftchen weht eine würzig duftende Tropenbrise um meine Nase und fast ist es, als hörte ich eine verführerisch wispernde Frauenstimme singen:

»What I'm feeling. It's never been so easy, when I'm dreaming, summer dreaming when you're with me ...«

Bevor wir uns ein lauschiges Schattenplätzchen suchen, um die breiig aussehenden Früchte unserer Lunchpäckchen zu begutachten, erkunden wir den Teil der Insel, der für Besucher zulässig ist. Neben ein paar Steinbungalows, in denen sich Abenteuerdürstende moskitoverseuchte Nächte um die Ohren schlagen können, führt ein kleiner Weg in ein nahe gelegenes Wäldchen, in dem es vor frechen Kapuzineräffchen nur so wimmelt. Hinter dem Wäldchen versteckt sich ein zweiter Strand, der allerdings abgeriegelt ist, weil es sich dabei laut den Offiziellen um das Territorium von gefräßigen Krokodilen handelt.

Gleich hinter dem Traumstrand befindet sich ein kleines, gelb-grün gestrichenes Häuschen, in dem ein kleines Museum untergebracht ist. Ein Schild informiert die spärlichen Besucher unnötigerweise über das im ganzen Gebiet geltende Rauchverbot. Schafft es je einmal einer der Gestrandeten, ein Päckchen Zigaretten trocken an diesen Strand zu befördern, dem sei die Bundesverdienstmedaille für besonders kreative Innovationen sicher. Was uns im

Wasser nicht gelungen ist, sehen wir nun an Land, allerdings aus der Röntgen-Perspektive: Ein komplettes Walhai-Skelett vom Kopf bis zur Schwanzflosse. Drinnen geht es ähnlich makaber weiter. Neben ausgestellten Schädeln der hier heimischen Land- und Wassertiere erblickt der unter der Mittagshitze träge dahinschreitende Besucher auch in großen Einmachgläsern konservierte Schlangen.

Nach einer kurzen Spritztour durch das Museum gesellen wir uns zu Klaus an den Strand und nehmen auf ein Paar Plastikhockern Platz. Klaus hat sich in den Schatten eines grünblättrigen Baumes verkrochen. Sein völlig durchnässtes T-Shirt hängt an einem der knorrigen Äste und dünstet in der gleißenden Sonne vor sich hin. Zusammen mit der dickpomadig aufgetragenen Sonnencreme wirkt seine sonst schon schlohweiße Gesichtshaut wie die Kriegsbemalung eines Kannibalen auf Papua Neuguinea. Vermutlich muss der Ärmste seine zellstofffeine Pfirsichhaut mit einem Schutzfaktor im dreistelligen Bereich einreiben, um nicht Verbrennungen dritten Grades zu erleiden. Wie er so im Sand dasitzt, hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit der kindlichen Version von *Chabba* aus *Star Wars*. Entgegen aller physikalischer Gesetze zaubert das deutsche Unikum von irgendwoher eine unversehrte Brille hervor und setzt sie sich auf die klumpige Nase. Anders als sein Äußeres vermuten lässt, verfügt er über einen ungemein vielschichtigen Lebenslauf, der ihn zu einer interessanten Persönlichkeit macht.

»Zuerst war ich in Guatemala und habe da Kackhäuser gebaut. Da ich später in der Holzwirtschaft tätig war, habe

ich mich vier Monate lang im Dschungel durchgeschlagen. Es gab jeden Tag nur Reis und Bohnen oder Bohnen und Reis.« Von ähnlichen Erinnerungen gepeinigt, verziehen wir mitfühlend unsere Gesichter.

»Ich war auch als *Greenpeace*-Aktivist unterwegs und habe in Japan ein halbes Jahr lang den Walfischflotten auf den Zahn gefühlt.« Dabei bleckt er immer noch kampfeslustig seine gelblichen Zähne. Wir erfahren desweiteren, dass die lebenslustige Wanderniere eine starke Abneigung gegen Wirtschaftsstudenten hat, sich einer veganen Lebensweise hingibt, Hausbesetzer in New York war, Führerscheine von einem halben Dutzend Länder sein Eigen nennen darf und zusammen mit einem schwarzen Kariben eine Schokoladenfabrik gründete. Um sich etwas mehr Frische zu verschaffen, pflückt er eine kleine, grüne Frucht vom Baum, die vom Aussehen her an einen Holzapfel erinnert. Er führt sie zum Mund und will gerade hineinbeißen, da hören wir erschütternde Schreie aus dem Hintergrund. Verdutzt schauen wir auf mehrere Einheimische, die jetzt mit wild rudernden Armen und wehenden Polo-Hemd-Krägen auf uns zueilen. Der erste Ankömmling schlägt dem verdutzen Klaus die Frucht mit einem satten Hieb aus der Hand.

»*¿Estás loco? ¡Cabrón! ¡Este árbol es venenoso! Usted está sentenciado a muerte.*«

Ich verstehe kein Wort, aber die Tonalität verrät mir, dass es sich hierbei nicht um einen zarten, interkulturellen Kommunikationsversuch handelt. Auch Klaus hat begriffen, dass die Gruppe von Offiziellen, die sich jetzt in einer

Traube um uns scharf, nicht mit ihm über den Ausbau der Panamericana oder die Pläne der Chinesen, den Panamakanal zu kaufen, reden wollen. Entschuldigend schütteln wir unsere Köpfe, doch die Einheimischen diskutieren immer noch angeregt miteinander. Wüsste ich es nicht besser und läge in ihren Augen nicht einen Anflug von Panik, scheint es fast, als würden sie über unsere Zubereitung für das Abendessen fachsimpeln.

Chefkoch Hugo Rodriguez zu Hilfskoch José Mendez:

»Zuerst zerhacken wir die Gringos in mundgerechte Stücke. Danach marinieren wir diese in der scharfen, von Onkel Heriberto selbst zubereiteten, Chili-Soße. Mit noch etwas Salz und Pfeffer nachwürzen und zum Schluss auf dem Grillrost über dem offenen Feuer kurz ziehen lassen. ¡Hhhmmm, qué gusto!«

Nach einer Weile verebbt das unverständliche, spanische Gemurmel, aber die Einheimischen harren immer noch auf ihren Plätzen aus und starren Klaus unentwegt ins Gesicht. Natürlich sieht der Deutsche sonderbar aus, aber das alleine rechtfertigt noch lange nicht diesen Zuschauerauflauf und das völlig übertriebene Interesse. Klaus guckt immer noch etwas verlegen aus der Wäsche, schüttelt unwissend seinen Kopf und fährt mit seinen Ausführungen fort.

»Ich leite jetzt einen Ein-Mann-Baubetrieb und führe nebenbei eine illegale Bar. In Panama-Stadt teste ich einen neuen Fruchtgeschmack für einen Freund, der in Deutschland für seine Eisdiele eine neue Sorte sucht. Wenn er gut ist, importiere ich ... ächz ...« Klaus sackt mitten im Satz

zusammen wie ein Roboter nach einem Stromschlag. Er schielt so stark, dass man nur noch das Weiß seiner Augen sehen kann. Auf seinen öligen Lippen bildet sich Speichel, der in langen Fäden auf den Sand tropft. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich annehmen, dass irgendeine unsichtbare Gestalt dem Deutschen eine schwere Samoakeule über den Scheitel gezogen hätte. Ich starre Klaus völlig entgeistert an. *Hat der Gute jetzt seinen Verstand verloren? Hat die brutale Mittagshitze Klaus' Hirnzellen verbrannt?*

Aber nicht nur diese plötzlich eingetretene, groteske Verhaltensänderung ist ein Indikator, dass hier etwas ganz und gar nicht mit rechten Dingen zu- und hergeht, sondern auch die absonderlichen Geräusche, die aus den Tiefen seines Brustkorbs an die Oberfläche dringen. Puppe hat es vor lauter Entsetzen vollends die Sprache verschlagen.

Im Gegensatz zu uns beiden, die nur unschlüssig dasitzen, kommt bei den einheimischen Insulanern Hektik auf. Wild schreiend zwingen einige von ihnen Klaus in sein T-Shirt und zerren ihn zum Boot, während andere die restlichen Passagiere, die sich über den Strand verstreuen, zusammentrommeln. Überall sprinten dunkelhäutige Männer in alle Windrichtungen, laute Stimmen und Rufe hallen durch die Wildnis und eifrig gestikulierende Hände werden durch die Luft gewirbelt. Urplötzlich hat sich die friedvolle Szenerie in eine Weltuntergangsstimmung verwandelt. Es vergehen keine fünf Minuten, sitzen wir alle wieder in der Nusschale, die jetzt ins Meer zurückgestoßen wird. Während die Bootsführer mit todernten Mienen den Motor zum Laufen bringen, rätseln die restlichen

Insassen über diesen Mumpitz, der so gar keinen Sinn macht. Selbst die Amerikanerin hat dieses eine Mal ihre Käsekracker zur Seite gelegt, um mit ihren Landsleuten über die rätselhafte Inselflucht zu debattieren. Plötzlich heult Klaus auf wie ein Werwolf bei Vollmond und tatsächlich, sein Körper beginnt sich zu verwandeln! Er reißt sich während der Fahrt sein T-Shirt vom Leib, der jetzt mit lauter roten Pusteln übersät ist. Auf dem ganzen Rücken haben sich münzgroße Blasen gebildet. Viele von ihnen sind aufgeplatzt und sondern eine seifige Flüssigkeit aus. Eine Metamorphose vom Mensch zum Tier. Uns stockt der Atem. Was zur Hölle ist bloß mit Klaus los? Wir wissen es nicht.

Aber statt uns weiter um den wimmernden Klaus und seinen erdbeerengleichen Rücken zu kümmern, verlagert sich unsere Aufmerksamkeit nun unfreiwillig auf das eigene Überleben. Nicht etwa, weil wir fürchten, Klaus könnte sich mit einer äußerst ansteckenden Krankheit infiziert haben, sondern weil der Bootslenker seine Fracht mit wahnwitzigem Tempo über die Wellen preschen lässt, die den Ozean mittlerweile zu einem kochenden Süppchen verwandelt haben. Mit Ausnahme des Flugzeuges war ich bis dato noch nie in einem schnelleren Gefährt unterwegs. Die schiere Geschwindigkeit lässt alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wie in einem Windkanal nach hinten wirbeln. Haare, Rucksäcke, Kleidungsstücke, Ölkanister, Rettungswesten, die belegten Brote der Amerikanerin ... Wie Klammeräffchen krallen wir uns an den Sitzbänken fest und be-

ten inständig zu Gott, nicht über Bord zu gehen. Die bewegten Wassermassen werden jetzt größer und zorniger. Das allerdings scheint unseren Kapitän nicht im Gerings-ten zu kratzen, denn er befördert seinen Kahn weiterhin ohne Ausweichmanöver mitten durch die Wellenwände. Immer wieder taucht das kleine Boot in eine Wassertal-sole, um kurz darauf wieder in fast senkrechter Position über einen haushohen Wellenkamm zu donnern. Das Schlimmste aber sind die andauernden Schläge, die von den ungefederten Holzbänken auf unsere Wirbelsäulen einwirken. Da das Boot nicht wie üblich durch das Wasser gleitet, sondern mehr oder weniger von Welle zu Welle hüpf- t, versetzt einem die See bei jedem Aufprall einen hef- tigen Schlag. Es fühlt sich an, wie tausendmal vom fünften Stock eines Hochhauses auf den asphaltierten Boden zu springen. Jedes einzelne Gelenk zwischen dem obersten Halswirbel und dem untersten Lendenwirbel wird erschüt- tert und traumatisiert.

Damit man diesen Husarenritt überlebt, tüfelt man in der Eile an verschiedenen Sitztechniken. Während die ei- nen eine möglichst gerade Sitzposition ausprobieren, schwören die anderen auf eine zusammengerollte Wirbel- säule. Ebenso wie die Körperhaltung spielt auch die Sitzauf- lage eine entscheidende Rolle. Einige Wagemutige rutschen mit ihrem Gesäß ganz weit nach vorne, bis ihr Steiß- bein nur noch die Kante der Holzbank berührt. An- dere schieben ihren wunden Allerwertesten ganz weit nach hinten, um die Schläge dann mit ihrem Geschlecht aufzu- fangen. Ich entscheide mich weder für das eine noch das

andere, denn ich gehe bei jedem sich anbahnenden Widerstand in die Abfahrtshocke, um möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten. Da die Fahrt bei dem eingeschlagenen Tempo einem Ritt über eine Buckelpiste gleicht, bin ich praktisch permanent in dieser Position, was meine untrainierten Oberschenkel mit fiesstem Brennen kommentieren. Also muss ich in der Not verschiedene Mischvarianten ausprobieren, um nicht zu Brei verarbeitet zu werden. Am schlimmsten trifft es das Schweizer Pärchen, denn die hocken auf der vordersten Sitzbank. Immer wieder schnellen ihre Körper wie von Sprungfedern abgeschossen und in der Regelmäßigkeit von Figuren einer Jahrmarktsorgel in die Höhe. Wenn man nicht selber in der schäumenden Gischt um Leben und Tod kämpfen würde, hätte man Mitleid mit den beiden Eidgenossen.

Nach geschlagenen drei Stunden in der Todesbrandung treffen wir endlich im Hafen von Santa Catalina ein. Mit letzter Kraft wuchten wir unsere betäubten Körper aus dem Boot. Als ich wieder festen Boden unter den Füßen habe, wanke ich wie ein hoffnungslos unterlegener Boxer, der zwölf Runden im Ring mit Mike Tyson überlebt hat, über den Sandstrand. Notabene nachdem er zuvor noch ein Fässchen Bier getrunken hat. Puppe zupft an meinem Badetuch, das ich mir um meine geröteten Schultern gelegt habe.

»Wir sollten dem Fahrer etwas Trinkgeld geben.« Ganz offenbar haben die rüden Schläge ihrem Gerechtigkeits-

sinn und ihrer für sie typischen Güte keinen Abbruch getan. Ich hingegen sehe die Angelegenheit in einem ganz anderen Licht.

»Du leidest wohl am Stockholm-Syndrom! Wir sind auf der Fahrt fast um unser Leben gekommen und du willst denen auch noch Geld in ihren Hintern schieben?« Ich schnaube vor Wut. Doch mein Aufbegehren schlägt schnell in Sorge um, als ich sehe, wie zwei junge Männer Klaus an den Armen packen und mit ihm zur Hauptstraße eilen. Dem Deutschen geht's ganz offensichtlich dreckig. Wir erkundigen uns beim Kapitän, der endlich Licht ins Dunkel der Ereignisse bringt.

»Dieser Mann wollte in einen *manzanilla de la muerte* (Todes-Äpfelchen) beißen. Zum Glück konnten wir das verhindern, sonst wäre er jetzt bereits über den Jordan.« Wir schlucken einmal leer.

»Diese Frucht wächst auf dem Manchinelbaum, einem der tödlichsten Gewächse weltweit. Wenn man über die Kleidung oder die Haut in Berührung mit seinen Ästen kommt, kann das schlimme Verätzungen auslösen.« Doch der Kapitän gibt zum Glück Entwarnung. Klaus wird sich so rasch von seinen Blessuren erholen, wie wir von unseren Gehirnerschütterungen ...